

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Der Tote vom Hinterberg [Fortsetzung]
Autor: Wirth, Leo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574978>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Du sollst wieder zu dir kommen, König der Träume; du bist der hellste Traum meines Lebens, du bist das schönste Geschöpf unter der Sonne, ich liebe deine weißen Füße, ich decke sie zu mit meinen Küssen!“

„Fort, fort: mir ist angst, angst . . . angst . . . Eine glühende Schlange liegt über mir . . . Es zuckt, zischt, zuckt, zischt . . . Ach nein — ach nein — wie wohl mir ist . . .“

Ich weiß eine Blume: Es trüge
Ihren Blick vor heiliger Scheu
Kein Kind . . .

Kein Kind . . .“

„Ich will deinen roten Mund küssen, König der Träume, ich will deine reinen Augen küssen! Ich will deine weichen Haare küssen, ich will dir den Tod von meinen Lippen auf deine pressen, ich will dich ersticken in meinen Armen, du meine Sonne, ich will . . .“

„Still, still . . . still . . . ganz still . . . Das Blut im Brunnen der Luft quillt über den Rand . . . Es fließt auf die Erde — weit über die Erde — es rauscht — es siedet, es wallt, es brandet — es umklammert mich, es umwürgt mich . . . Hilfe! Hilfe! Hilfe . . . Nein, nein, still . . . ganz still . . .“

Ihr Atem, ihr Duft ist Lüge
Und giftige Heuchelei . . .

Still — still — fff . . . t . . .“

„Ich liebe deine verstümmelte Hand, König der Träume — ich liebe deinen weißen Leib — ich liebe deine silberne Stimme — ich liebe deine gewaltige Schönheit — ich will deinen Duft und Atem in mich hineinsaugen und sterben, will daran sterben — ich liebe dein Leid, König der Träume — ich liebe deine Tollheit — ich liebe deinen Wahnsinn — ich liebe dich, liebe dich, König der Träume — ich liebe . . .“

Dann stürzte Prinzessin Lüge zusammen.

Ihr schlanker Leib zuckte, und ihre Finger krallten sich blutend in die Erde.

* * *

Der Fürst der Klugen Lehren stand abseits und war viel zu klug, als daß er seine Prinzessin nicht verachten mußte, wie sie ja selber es schon getan hatte.

Aber er wußte, daß er zu wenig stolz war, um sie liegen zu lassen, um sie von sich zu stoßen, und zu wenig Lust, um ihre Verächtlichkeit je zu vergessen.

* * *

Der König der Träume aber lachte bald, bald schrie er. Was in ihm vorging, wußte keiner, nicht einmal er selber.

„Prinzessin, Liebling, Kind!“ lachte er. „Wo gehst du doch hin? Du warst so wunderbar in deiner Wildheit . . . Trankst du denn nicht die höllische Angst und das giftige Leid mit deinen Küssen?“

„Warum das gerade mir?“ schrie er dann.

„Warum mir? . . . Mir? . . . Warum das mir? . . . Mir . . . Prinzessin — Liebling — Kind . . . Prinzessin . . . Still . . . still . . .“

Die Zeit wird die Wunden verheilen,
Die Narbe tut . . . tut — t — t — ttt . . .

Hu, wie mich friert! Schmiege dich enger an mich . . . eng — eng — so ganz eng . . .

Warum das mir? . . . Mir? . . .

Die Narbe — die Narbe —

Tut ewig weh . . . die Narbe!

— — — — —

Dann hörte man ihn nicht mehr; denn die Leute hatten ihn fortgeschafft.

Der Tote vom Hinterberg.

Roman in Bleistiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

(Fortsetzung).

Ein Picknick zu dreien auf dem Gipfel des Ayalphorns! Klarer Septemberhimmel ist über uns, in den Bergen herrscht ein großes Schweigen. Drunten liegen die steilen grünen Matten, über die wir hinaufgeklimmen sind, im bläulich schillernden Tau des Morgens; das Felsgewirr eines vergessenen Bergsturzes, an dem wir lachend vorbeistürmten, versank in der Tiefe, und der bedrohliche Steinkloß, der uns fast zur Umkehr zwang, erscheint jetzt nur noch wie eine bröckelnde Festung, die den Augenblick kommen sieht, wo der Bauherr sie niederreißt.

Und nun haben Hans und ich die Rucksäcke geöffnet und den mitgebrachten Proviant vor Lenchen hingelegt. Ungeniert greift sie zu. Wir essen mit gesundem Appetit, füllen die kleinen Touristengläser, stoßen an und trinken uns fröhlich zu.

Drüben am Gerstenhorn geht ein Steinwurf donnernd nieder, ein schauerliches Augenblicksbild der Ver-nichtung. Erschrocken hält sich das Mädchen am Rasen fest, als wäre dies ein Rettungsanker in Gefahr. Wir lachen. Dann gehen die Blicke wieder ins Land hinaus.

Um den Rigi wogt ein Nebelmeer; wie eine Insel ragt er einsam daraus hervor; vom Brienzsee steigen leichte, zerrissene Wolken in die Luft. Und über das alles schüttet die Sonne Purpur aus und flüssiges Gold.

Hans hat verstoßen meine Hand erfaßt. „Ich danke dir,“ flüstert er warm.

Lenchen sitzt wie ein Märchenkind im Grünen, himmelblaue Enzianen, die sie auf dem Wege in Masse gegespückt, in ihrem Schoße ordnend; im Haar spielen ihr tanzende Sonnenfunken, und in den Augen hat sie lachendes Glück. Auf einmal ergreift sie meinen Bergstock, nimmt das Messer zur Hand und schnitzt etwas hinein. Dann hält sie mir lächelnd den Stock hin. Ich lese: „Ayalp“ und daneben die Jahreszahl. Eine liebe Erinnerung! Sie macht mir diesen Stock wertvoll . . .

Vom Faulhorn her ist eine schwere Wolke langsam auf uns zugetrochen. In ihrem Schatten werden die Weiden düster, fahl und farblos; ihr Anblick ist kalt und unheimlich grausam, das Leben zieht sich erschrocken auf entfernte Sonnengipfel zurück.

Im Gebirge sind alle Stimmungen groß, die lichten,

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

die düstern, die geheimnisvollen. In einer nahenden Wolke kann der Mensch ein übermenschliches Schicksal prophetisch verkörpert sehen. Etwas wie Furcht erfaßt uns, als die Schatten kühl heranstreichen. Wir packen eiligst zusammen, brechen auf und sind in einer Stunde wieder drunten im Hotel. Der Gipfel des Berges aber bleibt bis zum Abend in Wolken gehüllt.

Gewitterschwüle herrscht in den Alpen. In der Frühe dieses Tages war das Morgenrot so schön wie noch nie. Die Berge schienen zu glühen von innen heraus, und einige Minuten war es, als stünden ihre Gipfel in Flammen. Im Haslital und auf dem See hatten Morgennebel gelegen. Jetzt sind die Höhen und Täler rein; aber den Himmel überzieht ein leichter Flor, und die Farben der höchsten Zinken haben einen matten Schimmer. Um das Haupt des zackigen Schwabhorns legt sich sanft ein Wolkenmantel. Er flattert nicht im Winde, sondern schmiegt sich immer fester und dunkler dem Gipfel an. Träge Nebelstreifen ziehen gegen das Faulhorn hin. Der Himmel ist rasch dunkler geworden. Unheimliche Beleuchtung liegt auf der Gegend.

Mit weitgeöffneten Augen sind wir Kurgäste unter einem Ahornbaum versammelt und sehen staunend in die stetig wechselnde Landschaft hinaus. Ahnungsvolle, lähmende Spannung hält uns gefangen, auch Lenchen, sonst das lebendige Lachen der Axalp.

Langsam, fast unmerklich entsteht in dem Hochtalkeffel, der zwischen Faulhorn und Schwabhorn liegt, eine schwere, massige, dunkle Wolke. Aus salbem Weiß geht ihre Farbe zuerst in schmutziges Gelb, dann in ein totes Grau und dann in drohendes Blauschwarz über. Wie ein riesiges Tier, ein Drache der Vorzeit, die Lagen weit gegen die Gießbachschlucht vorgestreckt, liegt sie lauernd still am Fuße der braunen, zerspaltenen Similiwand.

Jetzt beginnt der Drache Feuer zu speien. Ein Blitz ist aus seinen dunkeln Müstern gefahren. Kaum hörbar, geht ein dumpfes Murren durch die sich plump aufreckende Gestalt, und aus den Höhen geben die Berggeister Antwort. Durch die glatte, weiße Wolkenlicht, die fast unmerklich über die Landschaft hingezogen ist, spielen züngelnde Blitze, und scharf, kurz und hell wie Hohn gelächter tönt der Donner im Zenit. Dann und wann fährt das Murren des Faulhorndrachen dazwischen, mit tiefem Bass anschwellend, dann wieder dumpf nachhallend.

Neue Wolkengestalten haben sich im Nu gebildet; wie Gespenster eilen sie rasch zerflatternd an der Similiwand entlang, kriechen, wieder fest zusammengeballt, um das Gerstenhorn, das Axalphorn und den Ottschikopf und werfen todesdüstere Schatten auf die Alpweiden in der Tiefe. Im Gänsemarsch wandert das Vieh den Sennhütten zu, wo sich die klugen Tiere dicht unter das schützende Dach nebeneinander stellen und mit einer rührenden Vorsorge bemüht sind, vor allem den Kopf gegen das Wetter zu schützen.

„Seht ihr, jetzt bricht's los! Hu, wie schön!“ schreit Lenchen mit seiner frischen Stimme. Frau Brand und die andern Gäste sind schon längst ins Hotel zurückgeflohen. Atemlos rennen auch wir jetzt dem Hause zu. Unter der Tür aber drängen wir uns alle drei eng zusammen und verfolgen gespannt den Fortgang des Schauspiels.

Wildes Leben ist in die Elemente gekommen. Dumpsie Donnerschläge und heller, fast kreischender Donner schallen unaufhörlich durcheinander. Mächtige Blitze zerspalteten die Wolken und beleuchten die Landschaft mit bläulichen und rötlich-gelben Lichtern. Hoch oben jagen phantastisch geformte Wolken, sich überstürzend und zerreißen, in wahnsinniger Flucht. Tief ausgefranzte, weiße Nebelsetzen zerflattern auf pechschwarzem Hintergrund. Der blaue See drunten im Tal ist vor Schrecken erbleicht; wie ein Totenangeficht starrt er zu uns empor.

Jetzt hebt der schwarze Drache droben am Faulhorn seine plumpen Riesentagen. Brüllend reckt er sich in die Höhe, seine Mähne fliegt, seine zackigen Flügel schlagen aus, sein Schuppenschwanz bäumt sich drohend empor. Aus sieben Köpfen Feuer speiend steht er auf den gewaltigen Hinterfüßen, mit den Bordertagen greift er wütend in die Luft — ein Saufen, Krachen, Donnern und Krachen — rötlich leuchtende Wolkengarben wälzen sich über die Axalp — das Ungeheuer hat seinen Riesensprung getan.

Prasselnd stürzt der Hagel nieder auf den zuckenden Boden, der Sturm zerpeitscht die Häupter der Tannen und wirft ihnen Eis ins Angesicht — heulend, kreischend, brüllend fährt das wilde Heer vorüber, und bebend, verzagend betend blicken wir Menschen atemlos in all das Furchtbare hinaus.

Ein mächtiger Regen fällt. Das Gewitter mütet



Firtenknaben.

Nach der Originalskizze von Franz Gehri, Münchenbuchsee.

jetzt unten im Haslital. Aus der Tiefe herauf schallen wie Kanonenschüsse die vielfachen Salven des Donners. Leuchtende Blitze züngeln den Flanken der Berge entlang. Dann und wann fährt eilig eine kühle weiße Wolke zerflatternd an uns vorüber. Wie Schlachtgetümmel tönt es von unten, und immer stärker und beherrschender mischt sich ein unheimlich donnerndes Getöse hinein.

„Was ist das?“ fragt Hans den mit ernster Miene draußen stehenden Hotelier.

„Der Lammbach!“ antwortet er und erzählt dann von ungeheuern Verheerungen, die das eisesselte Gebirgswasser vor Jahren einmal dort unten in Brienz angerichtet hat. Mit geheimem Grauen hört alles zu, und das anschwellende dumpfe Tosen bekommt jetzt eine furchtbar drohende Bedeutung.

Seit mehr als einer Stunde stürzt der Regen vom Himmel. Immer blasser leuchten die Blitze, immer spärlicher krachen die Donnerschläge. Das Wetter hat sich ausgetobt.

Ergriffen sind wir im Anblick des Ungeheuern verharret. Fast unbewußt haben sich dabei von Zeit zu Zeit die warmen Hände gefunden und fest ineinander gepreßt, während Gott im Sturm an uns vorüberging. Wenige Worte wurden gewechselt; aber die Hände sprachen mehr, als Worte vermocht hätten. Als die letzten Donner krachten, hatte mir Lenchens Seele ihre Gegenliebe bekannt, und ich stand in stummer Seligkeit da.

Allmählich verflogen die feuchten Nebel draußen auf der Alp. Nur im Tale wogte und brodelte es noch immer. Die Berge traten jetzt wieder hervor und zogen die Schleier von ihren Häuptern; die waren weiß geworden im Wettersturm. Der Hagel hatte sich wie Schnee auf die starren Felsen und das Grün der Rasenbänder gelegt. Am tiefsten eingehüllt in den weichen Hermelin war das einsame Brienzler Rothorn; scharf hoben sich die zerklüfteten faulen Felsen, die über dem Dorfe Brienz emporragen, von dem weißen Hintergrunde der hochgelegenen Alpweiden ab. Wehmütig blickten wir hinüber nach einem zerstörten Paradies, über das jetzt gelbe Schlammströme schossen. Und sahen uns dann wieder in die Augen, um Kunde zu geben und zu bekommen von einem andern Paradies, das eben aufzublühen begann — — — — —

Zubel bricht aus auf der Ayalp. Die Kurgäste stürzen in den Regen hinaus und stehen bewundernd auf der Terrasse. Im Westen hat sich ein goldenes Tor aufgetan voll blendender Pracht. Die Sonne blickt glorreich über die Alpen. Und die Weiden strahlen auf in frischem glänzendem Grün; all die goldgelben Sennhütten stehen wie funkelneues Kinderpielzeug lachend in der grünen Herrlichkeit, und die Kühe verlassen bedächtig den Schutz der Dächer; weiß-rot leuchtend wandern sie auf die grünen Weiden hinaus. Die Herdenglocken läuten einen friedlichen Abend ein.

Wir sind hinausgeschritten, Lenchen und ich, fast unbewußt, Hand in Hand bis zu den dreizehn Ahornbäumen, die mitten auf der Weide stehen. Da sitzen wir allein, ganz versunken in die Schönheit um uns her und in das wachsende Glück unserer Seelen.

Hoch über den Ditschikopf und das Haslital spannt sich vom Ayalphorn bis schier zur Brünigpafshöhe ein

glänzender Regenbogen, wie ihn die Bewohner des Tales in solcher erhabenen Größe niemals sehen. Die sieben Farben brennen hell herab von der blauschwarzen Wetterwand, aus der noch matte Blitze zucken und der Donner verhallend rollt. Und der Ditschikopf steht wie verklärt in dieser überirdischen Umrahmung. Seine grünen Weiden leuchten, sein schneeweißes Haupt glänzt und flimmert im Sonnenschein. Weißen Flaumfedern gleich, schweben die Nebel aus den Tiefen empor; aber sie erreichen den siebenfarbigen Triumphbogen nicht, sondern lösen sich spielend auf vor der schwarzblauen, nach Osten weichen Gewitterwand. Ein zweiter Regenbogen hat sich über dem ersten gebildet; seine Farben sind matter, dafür aber steigt er noch viel höher und spannt seine zarten Kreise bis zum Zenit. Wie Gespenster in weißen Leichenhemden klettern von Meiringen die phantastischen Nebel an den schwarzen Bergen hinauf. Und immer ferner rollt der Donner. Er flieht hinweg vor der siegenden Abendsonne.

Nur geschaut haben wir und kein Wort gesprochen. Und als ich ihr fragend, einer guten Antwort gewiß, in die lieben blauen Augen sah, da lag ihre ganze Liebe darin ausgebreitet wie ein funkelndes Geschmeide, und ich beugte mich herab zum ersten seligen Kuß. Wir lebten in der Welt eines schönen Traumes. Aus Liebe ward Andacht und aus Andacht Liebe. Und wieder gingen die Blicke nach oben, wunschlos, gedankenlos, nur unsäglich froh.

Seegrüne Streifen durchziehen das Blau. Zu unsern Häuptern sind Rotgelb, Weiß, Purpur, Tiefblau und Violett wunderbar gemischt; fern über dem Niesen breiten sich zwei glänzende Bänder aus, ein blutrotes und ein goldenes; unter ihnen schwimmt der Berg in violetterm Dufte. Die Sonne neigt sich dem Horizonte zu, und schweigend wandern wir Hand in Hand zu den Menschen zurück.

* * *

Sonntagmorgen! Die Bergwelt feiert ihren Gott in Schönheit. Auf Weg und Steg öffnen sich die Blumen, daß die Sonne sie mit Brillanten fülle. Rot, lila und silbern funkelt der Tau; weiche warme Luft geht wie Weihrauch zart verschleiern vor der Sonne her. Aus den Abgründen kommen die Stimmen des Wassers nur gedämpft herauf.

Hans und Lenchen gehen voraus. Ich habe mich bei einem gewaltigen Felspalt verweilt, der in der Tiefe noch mit Schnee vom letzten Winter gefüllt war. Wenn einmal die Felsen hier losbrechen, fährt ein furchtbarer Bergsturz zutal. Dann wird es krachen weit ins Land hinaus, der Gießbach wird auf einmal versiegen, und wie ein großer Tod wird es in den Bergen sein. Wenn aber dann die Wasser den hohen Steinwall übersteigen, geht es rauschend wieder in wilden Stürzen zur Tiefe, und der Siegesgesang einer auferstandenen Alpenschönheit wird herrlicher klingen als das Jubellied der Gewesenen. Nur ein hoher ragender Fels wird weniger sein; er liegt zersplittert, zermalmt und vergessen in der Tiefe, die Wasser gehen über ihn hinweg, und Alpenrosen flechten ihre roten Blüten um seine zerbrochenen Glieder. Alles Kleine wechselt so und geht verloren; das Gigantische nur überdauert die engbemessene



Der Botaniker im Gebirge.

Nach dem Gemälde (1872) von Raphael Riß (1829–1894).

Zeit und tritt verjüngt aus hundert umwälzenden Katastrophen hervor — — — — —

Eifrig erzählen sich die zwei jungen Leute vor mir. Hans hat das Wort. Was mag er ihr nur so Wichtiges zu sagen haben, daß sie mit solcher Spannung zuhört?

Auf einmal dreht sie sich nach mir um und ruft in ihrer sonnigen Schalkhaftigkeit: „Aber, Eduard, Sie Böser, haben mir noch gar nichts gesagt von Ihrer Dichtkunst, von Ihrer ‚Sehnsucht Land‘! Und ich lese doch so furchtbar gern Geschichten! Das müssen Sie gutmachen, ja?“

„Von Herzen gern, Fräulein Lenchen! Ich trage, wo ich geh' und steh', nicht nur eine Uhr, sondern auch ein Exemplar meiner Novelle bei mir! Da haben Sie's!“

Ich überreichte ihr die mit Nähfaden zusammengehefteten Feuillettonblätter.

„Ach, ich glaubte, es wäre ein Buch...“

„Nur Geduld, es wird schon eins werden! Wenn ich noch mehr beisammen habe, ein Pendant vielleicht, dann geb' ich's vereint heraus... Nun aber, bitte, wird nicht gelesen; dafür ist der Morgen zu schön!“

Lieblich lächelnd steckt sie die Blätter ein.

Wir sind inzwischen bei der Alphütte angekommen, wo der Sießbach den ersten Staubfall tut und einem Amphitheater gleich die Berge sich schließen. Ueber diese Felsen empor geht's zum Faulhorn.

„Da müssen wir hinauf,“ rief Lenchen; „das Faulhorn muß ich unbedingt genommen haben, sonst kann ich nicht ruhig nach Hause gehen! Bald eine Woche lang seh' ich's nun jeden Tag locken und locken, auf allen Ansichtsarten schick' ich's meinen Freundinnen nach Hause... Da muß ich doch einmal sagen können, daß ich droben gewesen bin!“

„Aber ums Himmelswillen nicht heute schon! Das ist ein stundenlanges, schwieriger Weg hinauf und zurück... Ihre Frau Mama würde sich schön ängstigen, wenn wir statt zu Mittag erst am späten Abend zurückkehrten! Sie ist ja ohnehin rücksichtsvoll genug und läßt uns immer so schön gewähren...“ fügte ich mit einem Blick in des Mädchens klare Augen hinzu. Sie errötete leicht und lächelte ihr hübschestes Lächeln.

Hans machte einen Vorschlag: „Am besten wär's vielleicht, wir verschöben die Tour bis zur Abreise. Da könnten wir die Route nach Brienz vermeiden, die uns allen ja durch den Aufstieg schon bekannt ist. Vom Faulhorn gäbe es dafür einen herrlichen Abstieg nach Grindelwald... Und von dort sind wir bald wieder in Interlaken und zu Hause!“

„Aber Frau Brand?“ wandte ich ein. „Sie kann doch diese beschwerliche Tour nicht mitmachen!“

Hans wußte einen Ausweg. „Frau Brand würde vielleicht uns zuliebe auf den gemeinsamen Abstieg nach Brienz verzichten. Sie könnte sich ja ganz gut dem Brienz per Postboten anschließen, der jeden Morgen mit dem Maultier kommt und mittags wieder geht. Dann fährt sie von Brienz per Schiff nach Interlaken und ist fast in derselben Minute dort wie wir. Es braucht nur eine Verabredung, in welchem Hotel wir uns treffen wollen...“

„Ausgezeichnet, köstlich, Herr Limberg!“ jubelt Lenchen. „Ganz gewiß willigt die Mutter ein! Die Faulhorntour am letzten Tag, das ist beschlossene Sache!“ Unternehmend flogen ihre Blicke die steilen Felsen und grünen Rasenbänder hinauf. Und jetzt beschlossen wir, an diesem Punkte umzukehren, um ja recht pünktlich zur Stelle zu sein, wenn die Mittagsglocke rief, damit Mama Brand in besonders günstige Stimmung käme.

Für ein halbes Stündchen noch lagerten wir uns im weichen Gras und pflückten Moosbeeren, die in überreicher Fülle dort wuchsen. Lenchen saß etwas tiefer als wir, emsig Beeren lesend und essend. Das frische rotwangige Mädchen mit seinem gelben Strohhut auf den brünetten Locken, in dem grauen, drolligen Gebirgs-



Raphael Ritz (1829–1894). In der Kirche von Valeria (1887).

Kleidchen war einzig schön. Ich konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Sie und da blickte sie von ihren blauen Moosbeeren auf, nach uns zurück, den bläulich gefärbten frischen Mund von einem unsäglich süßen Lächeln umspielt. Dieses Bild gesunder jugendlicher Lebenslust erschien mir wie ein Märchen, und ich fürchtete fast, es möchte vor meinen Augen zerrinnen. Ringsum die blühende Schönheit des Septembersonntags, die königliche Majestät der Alpenwelt, die saftige Frische der Bergweiden, das Brausen der Wasserfälle und der Gesang der stiebenden Vögel! Ein Sonntagmorgen in den Schweizerbergen, nichts geht darüber!

Bramisegg ist ein kleines^{*} Paradies, ein paar hundert Meter tiefer am Weg nach Brienz an der schwarzen Gießbachschlucht gelegen, eine saubere Alphütte, von knorrigen Tannen beschattet, hinter denen eine große Weide sich die schönen Hügel emporzieht. Von dort ist Herdenglockengeläut zu hören; aber nur selten kommt eine Kuh oder eine Ziege hervor und tut einen Blick hinab nach dem leeren Stall.

An einem derb gezimmerten Tischchen unter den Tannen sitze ich mit Lenchen stillvergnügt bei einem großen Topf Milch. Bis hier hinunter haben wir den bekannten Weg doch noch steigen wollen vor dem Abschied, um das Bergidyll zum letzten Mal zu sehen, ganz allein, wie Prinz und Prinzessin aus dem Märchen, nur uns ansehend und der göttlichen Natur.

Aber wir schweigen nicht wie damals unter den dreizehn Ahornbäumen. Allzuviel haben wir uns diesmal zu erzählen und in Erinnerung zu rufen. „Weißt du noch, an jenem Morgen, als wir uns zum ersten Male sahen? Wie waren wir gleich so vertraut!“

„Aber heute erst! Und damals am Hinterburgsee, als dein Hans das törichte Lied sang: ‚Hab’ ich nur deine Liebe, die Treue brauch’ ich nicht...‘ Ist das überhaupt menschenmöglich, so was zu wünschen? Ich glaube, es ist nicht einmal christlich!“

Dann kommt sie auf einmal wieder auf meine Novelle zu sprechen. „Ich sage dir, in einem Zug hab’ ich’s gelesen! Um elf Uhr angefangen, und um drei Uhr war ich fertig! Mama rief mich mehr als zwanzig-

mal: ‚Geh doch zu Bett!‘ Ich konnte nicht und las weiter. Jetzt, während wir hier unten sind, liest sie’s. . . Ach, wunderbar, einfach wunderbar schreibst du! Diese Sehnsucht nach dem Zauberlande dort draußen, dieses Unbestimmte, Geheimnisvolle, und dann die Erfüllung . . . Ach, wie schön! Wo hast du nur das alles her?“

„Das will ich dir sagen, mein Schatz! Siehst du, diese Sehnsucht ist mein eigenes, innerstes Seelenleben! Sie erfüllt alle meine Gedanken. Ich muß hinaus, wie der Künstler in meiner Novelle, muß von den kleinlichen lähmenden Verhältnissen weg, aus der ganzen Krämeratmosphäre hinweg, ich muß mich frei machen, sonst geh’ ich zu Grunde . . . Wie meinen Künstler, so zieht es mich nach Berlin, es reizt mich förmlich los von meiner Heimat, fort nach Berlin! Dort wohnt der Geist und schaffen die Geister, dort strömt alles zusammen, was am Kelch der Poesie, am Brunnen der Kunst seinen Durst löschen will, von dort geht alles aus, was deutsches Genie erfindet und gestaltet, über das ganze Land, über die ganze Welt . . . Nicht wahr, du verstehst mich? Nicht wahr, du siehst ein, daß ich muß?“

Sie befinnt sich nicht lange. Stürmisch faßt sie meine Hand. „Ja, das mußt du, das ist großartig, das bist du deinem Talente schuldig! Du mußt fort, du mußt ins Leben hinaus, mußt mit Dichtern verkehren, mit Künstlern, vielleicht gar — mit dem Kaiser . . . Warum denn nicht, wenn du einmal sehr berühmt bist? . . . Ach, und ich bleibe zurück, ich kann nicht mit . . . Aber, weißt du, zuletzt, wenn du wieder nach Hause kommst, reich, großartig, in der ganzen Welt berühmt, gerade so wie in deiner Geschichte, da . . .“

„Da wirst du mein liebes Weib und folgst mir, wohin ich gehe!“

Jubelnd lacht sie hinaus, daß es im Walde wiederhallt, und — ich weiß nicht, wie es kommt — ich halte ihr Köpfchen zwischen beiden Händen und küsse sie wie ein Wilder.

Von diesem Augenblick an lag das Leben völlig klar vor mir; keine Macht der Welt wäre mehr in stande gewesen, mich zu halten. (Fortsetzung folgt).

Erinnerungen an den „Walliser Raffael“.

Zu den drei Kunstbelegten, den zwei Reproduktionen im Text und dem Bildnis von Raphael Nig (1829—1894).

Das Ränzeli am Rücken kam ich herunter von der Furka, in Oberwald hatte ich genächtigt. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, die Strecke von Göschenen bis Brieg zu Fuß zurückzulegen; aber freilich, das war ein heißes Stück Arbeit: ich möchte schwören, Frau Sonne hat mich mein Lebtag nie so lieb gehabt wie in jenen Hundstagen des Jahres 1898. Erst in Münster, dem Hauptort des Oberwallis, holte mich die Morgenpost ein; doch während sie da verweilte, hatte ich bereits wieder ein Stück Weges bewältigt. Aber die Sonne versandte glühenden Brand, und so trat ich in Niederwald in die kleine „Auberge“ an der Straße ein. Da ließen mich ein guter Walliser Fendant, alter Walliser Käse und Brot an die zwei Stunden der Siesta pflegen, und wie denn der Mensch stets den Drang nach Höherem in sich verspürt, so spähte ich eifrig auch nach etwa vorhandener geistiger Nahrung aus — und nicht ohne Erfolg! In der kleinen Auberge sammelte sich an, was die „Spitzen“ von Niederwald an Tagesliteratur sich leisten;

da lag vor allem das „Waterland“ auf; Hochwürden Pfarrer Seraphim Imoberdorf ließ sich überdies von Luzern den „Katholischen Volksboten“ zugehen, Herr Lehrer U. Sentsch steuerte den „Walliserboten“ bei, und siehe, da hält sich auch einer den „Grütliener“: Herr Anton Nig! — Richtig, in Niederwald, Seldingen, Nigingen, Bodmen und der Enden sind ja die Nig zu Hause!). Und mit einem Male war mein Interesse rege und mich wunderte, was man hierzulande zu berichten wisse vom „Alpenraffael“, vom Walliser Maler Raphael Nig. Ein geistlicher Herr hatte sich zu mir gesetzt, der stellvertretende Amtsbruder von Hochwürden Pfarrer Seraphim Imoberdorf, und nach etwelchen unschwer zu zerstreuen Bedenken ließ er sich meinen Wein und meine Zigarre wohl schmecken — aber vom Maler konnte er mir nur sagen, daß er meist in Sitten

¹⁾ Vgl. den Aufsatz von Theodor Selter „Dr. Joh. Georg Garin Nig, ein Kulturbild aus dem XVIII. Jh.“ in den „Blättern aus der Walliser Geschichte“ Bd. I (3g, 1—5) 1889 S. 183 ff.